

## Wort des Tages, Johanneskirche Hamburg-Rissen

15. Juni 2020

Pastor Steffen Kühnelt

### Der schöne 27. September

Ich habe keine Zeitung gelesen.

Ich habe keiner Frau nachgesehn.

Ich habe den Briefkasten nicht geöffnet.

Ich habe keinem einen Guten Tag gewünscht.

Ich habe nicht in den Spiegel gesehn.

Ich habe mit keinem über alte Zeiten gesprochen

und mit keinem über neue Zeiten.

Ich habe nicht über mich nachgedacht.

Ich habe keine Zeile geschrieben.

Ich habe keinen Stein ins Rollen gebracht.

*Thomas Brasch (1945-2001)*

Die Schriftstellerin Christa Wolf hat in einer Art Jahres-Tagebuch seit Beginn der 60er Jahre jedem 27. September ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Jahr um Jahr am 27. September gibt sie einen Einblick in ihren Schriftstellerin-Alltag in der DDR. Sie beschreibt ihre privaten und beruflichen Alltäglichkeiten (Korrespondenzen, Besuche, Krankheiten der Kinder und Familienfeste). In ihrem Werk „Ein Tag im Jahr“ spiegelt sich eindrucksvoll persönliche und Zeitgeschichte. Die Lektüre lohnt sich, finde ich.

Thomas Brasch (als Sohn jüdischer Emigranten 1945 im englischen Exil geboren und als Kleinkind in die sowjetisch besetzte Zone zurückgekehrt, wo sein Vater später als SED-Politiker und Kultur-Funktionär Karriere machte. Thomas Brasch wurde Dramaturg und Schriftsteller, geriet aber zunehmend unter den Druck des Regimes und siedelte 1976, mit seiner damaligen Freundin Katharina Thalbach nach Westberlin über) setzt diesem 27. September seiner Kollegin seinen eigenen entgegen. Sein 27. September folgt keinem Plan. Vielmehr besteht er aus lauter Verneinungen. Das Ich dieser Zeilen hat sich allem versagt und lehnt selbst das Alltäglichs ab zu tun (kein Blick in den Spiegel, der Briefkasten bleibt ungeöffnet, kein Guten Tag zu niemandem). Am Ende des Tages ist nichts entstanden, ist keine Zeile geschrieben; dieser Mensch hat nicht einmal nachgedacht. Allen Konventionen zum Trotz. Der Dichter präsentiert uns eine Reihe kühler, vielleicht sogar erschreckender Unterlassungserklärungen.

Und dazu verweigert er sich sogar aller Gemeinschaft, jedem Gegenüber. Das alles hat er *allein* nicht getan, nur für sich hat er nichts getan. So beginnen alle Sätze mit einem trotzigem *Ich*. Trotzig, stolz, so klingt es, selbstbewusst hat das Ich sich aller Zwänge und Pflichten entledigt. Und in dieser Verweigerung scheint ein Freiraum zu entstehen, ein Raum zum Selbstgenuss, zum Genuss des ungeplanten Augenblicks.

Christa Wolf schreibt in ihrem Jahres-Tagebuch, dass es einer „fortdauernden unbeirrten Anstrengung“ bedarf, um den Stunden und den Tagen einen Sinn zu geben, um der Zeit einen Sinn „abzurufen“. Thomas Brasch ringt nicht um Sinn, er lässt alles los. Und doch entsteht aus der radikalen, ja anarchistischen Verweigerung ein „schöner“, ein geschenkter, ja glücklicher Tag. Mögen wir, jeder nach seiner Façon, eine Balance finden zwischen Anarchie und Disziplin, Alleinsein und Gemeinschaft. Beides hat wohl seine Zeit, oder?!